

jahren, in „Monsieur, Madame et Bébé“ von Gustave Droz. Dieses drollige, oftmals bedenkliche Buch redet den Gatten zu, die Ehe nicht gar so ernst und feierlich zu betreiben, sondern ihr lieber die Lust und Laune galanter Abenteuer zu geben. Deutlicher wurde das in einem Stücke gesagt, das das Théâtre libre vor fünf Jahren gab, dem Amant de sa femme von Aurelien Scholl. Ein Gatte, der sich eben mit dem ertappten Galan seiner Frau geschossen hat, weiß da nicht, was er jetzt thun soll. Sie tödten? Aber er ist ja eigentlich gar nicht böse auf sie. Fortjagen? Es wäre ihm leid, sie zu verlieren. Verzeihen? Ja, aber dann wird sie ihn in ein paar Wochen mit einem andern betrügen und auf die Dauer wird einem das doch unangenehm. „Was würden Sie an meiner Stelle thun?“ fragt er eine Freundin des Hauses. — „Ich würde verzeihen, aber munter und gemüthlich verzeihen, ohne lange Predigt, nicht wie man in den Dramen verzeiht. Denn sehen Sie: wenn sie einen Liebhaber genommen hat, so war es, seien Sie gerecht, doch nur Ihre Schuld. Warum sind nicht Sie ihr Liebhaber gewesen?“ — „Das ist wahr; ich hatte eben zu viel Respect vor ihr.“ — „Gewöhnen Sie sich den Respect ab, werden Sie der Liebhaber Ihrer Frau und sie hat es nicht mehr nöthig, sich einen außer dem Hause zu suchen.“ Diesen kecken Gedanken haben andere seither zu einer ganzen Theorie der galanten Ehen gesponnen: der Mann soll der Liebhaber seiner Frau sein, so sehr, daß ihr der famose Dritte gar nichts mehr bieten kann; er soll mit ihr „ein Verhältnis anfangen“; die Ehe soll sich wie eine nur zufällig beim Bürgermeister angemeldete Liebschaft benehmen. Müde hat man es introduire la debauche dans le mariage genannt. Aber das sieht diese listigen Chefkünstler nicht an: wir werden vielleicht weniger heilig, sagen sie, aber amüsanter sein; unsere Frauen werden uns weniger achten, aber dafür werden sie uns lieben; und indem wir sie alle Verwegenheiten heimlicher Liaisonen kosten lassen, möchten wir wetten, daß in unseren kostenden Händen die so verurtheilte Ehe noch gar seltsam blühen soll.

In so eine blühende, mehr poetisch als canonisch gehaltene Ehe führt uns das reizende Stück von Roberto Bracco ein. Der Gräfin Clara Sangiorgi ist „nichts daran gelegen, eine ehrbare Frau zu sein“; ja, sie gibt zu, daß sie es wahrscheinlich gar nicht ist. Unbekümmert um ihre Pflichten hört sie nur auf ihre Gefühle. „Ich heiratete Dich bloß“, sagt sie zu ihrem Gatten Silvio, „weil ich Dich liebte. Ich bin Dir treu, bloß weil ich Dich liebe.“ Wenn es möglich wäre, daß sie ihn eines Tages nicht mehr lieben würde, würde sie nicht zaudern, ihm untreu zu werden. Sie sieht sich nicht als seine Sache an, die ihm nun für alle Zeit gehören muß. Nein, er soll immer wieder um sie werben: er hat ihre Zärtlichkeiten nicht contractlich, sondern sie behält sich vor, nach Laune sich ihm jetzt zu gewähren, jetzt zu entziehen; ihre Küsse sind Geschenke, nicht Gebühren. Sie scheint zu wissen, daß Eros der „Geflügelte“ heißt und traurig verjährt, wenn er nicht mehr flattern darf, und gibt sich alle Mühe, es ihm daran nicht fehlen zu lassen. Der Gatte erzählt, ein bißchen ärgerlich: „Du gehst, kommst, ganz nach Belieben, thust, was Dir gefällt. Ich bin fast nie in Deiner Nähe. Dein Salon ist der Sammelpunkt der sogenannten Jeunesse dorée. Du empfängst die Besuche dieser blasirten Jünglinge, die sich mit suffisanter Miene auf die sieghaften Don Juans hinauspielen, nicht nur in Deinem Salon, sondern auch in Deiner Loge im Theater. Du führst sie spazieren, zu allen Tageszeiten. Sie schreiben Dir Briefe und Du schreibst ihnen ebenfalls und ich weiß beim besten Willen nicht, was Ihr Euch noch zu schreiben habt, nachdem Ihr Euch viermal im Tag gesehen und gesprochen! Sie umschwärmen Dich, sie belagern Dich förmlich, sie verschlingen Dich mit ihren Blicken und mustern Dich vom Kopf bis zu den Füßen und von den Füßen bis zum Kopf und nennen Dich vertraulich Gräfin Clara, fogar Clara, Clara tout court, als ob sie es mit einer — mit einer von jenen Damen zu thun hätten.“ Ein solcher Anbeter der gerne zündelnden Frau ist Herr Gino Riccardi und mit ihm könnte es gefährlich werden: denn er hat die Gabe, die Frauen zu reizen. Man braucht dazu weder schön noch klug, nicht einmal sehr männlich zu sein, wenn man sich nur den Ruf eines Unwiderstehlichen zu verschaffen weiß. Das ist ein mächtiger Magnet, weil jede zeigen möchte, daß sie stärker ist als ihre Schwestern. Von ihm läßt sich denn auch die muntere Gräfin bis in die Wohnung des Becken ziehen, wo es nun zu einer Scene kommt, die sehr grazios ist. Gino bereitet alles wissenschaftlich vor; sie wird anfangs ein bißchen scheu und befangen sein; mein Gott, man kennt das; man muß sie erst vertraulich und heimlich machen, Chopin, Berse, Stimmung — er weiß doch, wie so was zu managen ist. Da tritt sie ein und sagt: „Hier bin ich — verführen Sie mich!“ Man wird zugestehen, daß das auch einen Virtuosen des Flirt aus der Haltung bringen kann. Er wehrt sich, indem er es sentimental, schwärmerisch versucht: „Der Verführte bin leider ich. Clara, Sie haben begriffen, daß ich Sie liebe!“ Aber sie gibt nicht nach: „Hören Sie, lieber Riccardi, ich bin zu Ihnen gekommen, um verführt zu werden. Wenn Sie keine Lust haben, mich zu verführen, so gehe ich.“ Und so kann er eigentlich noch von Glück sagen, daß jetzt der Gatte dazwischen fährt und ihn aus der lächerlichsten Lage befreit.

Was wird nun aus den Gatten? Beide sind böse: er zweifelt an ihrer Treue, sie ist in ihrer Unschuld gekränkt. Ihm wird jeder

Mann Recht geben, ihr jede Frau. Unbefangen muß man aber doch auf ihre Seite treten. Zwar fordert sie ein bißchen viel: „Es genügt mir ganz und gar nicht, daß Du nicht eifersüchtig scheinst; es ist notwendig, daß Du es nicht bist. Unser Uebereinkommen sollte nicht nur in der Form bestehen, sondern auch im Inhalt: Ich treu, Du vertrauensvoll!“ Doch kann man in der That nicht leugnen, daß jene freiere, verliebtere Form, jene milde Poesie der Ehe erst gedeihen wird, wenn der Mann an die Frau glauben lernt. Und so freuen wir uns, daß er zuletzt noch um Verzeihung bitten muß, und sehen mit Lust aus einem Bouquet von feinen, delicatesen, ja künstlichen Stimmungen am Ende die liebe stille Feldblume des Vertrauens winken.

Die schelmische Gräfin gab Frau Ddilou zierlich, klug und discret; ja, sie hatte im zweiten Act Momente, die einen an die Néjane denken ließen. Den Gino zog Herr Giampietro ins Possierliche herab. Herr Christians dehnte und schleppete; vor lauter Sucht, nur recht natürlich zu sein, wurde er nonchalant. Das Stück war mit Eifer, Geschmack und Geist inscenirt. Nicht bald hat hier ein Lustspiel so rein und tief gewirkt; es scheint, das alte Glück, das eine Zeit schmollen wollte, zieht wieder im Volkstheater ein.

Sermann Bahr.

## Die Woche.

### Politische Notizen.

Endlich ist die liberale Partei auf ein probates Mittel gekommen, die verscherte Popularität sich wiederzuerobert! Sie wendet sich mit ganz besonderem Eifer einer Reform — nämlich der der Geschäftsordnung zu. Im Geschäftsauswahsausschusse stellen die Liberalen die weitestgehenden Anträge. Abg. Dr. Fournier erweitert die Chlumetz'sche Deutung des Wortes „sogleich“ dahin, daß ein Dringlichkeitsantrag nicht etwa erst am Schlusse der Sitzung, sondern innerhalb der Frist von acht Tagen zur Verhandlung kommen solle, und Abg. Noske will gar dem Antragsteller das Recht der Begründung rauben, denn ein Dringlichkeitsantrag bedürfte keiner Begründung, da aus der Sache selbst evident sein müsse, daß sie dringlich sei. Mit demselben Recht brauchte die Regierung ihren Vorlagen keine Motive beizugeben, da aus der Vorlage selbst evident sein müsse, daß sie begründet sei; brauchte im Parlament überhaupt nicht mehr gesprochen zu werden, da aus der Abstimmung selbst evident sein müsse, daß sie begründet sei. In der Coalition konnte die liberale Partei sich noch mit ihrer Bundestreue, mit der einseitigen Zurückstellung ihrer politischen Principien ansprechen; im Bunde mit dem Grafen Badeni läßt sie die Maske gänzlich fallen und zeigt, im Vertrauen auf die Wahltechnik ihres Gönners, förmlich demonstrativ ihr innerstes, erzreactionäres Wesen.

„Wenn die Anwendung des Gesetzes vom Jahre 1869 reactionär ist, so waren diejenigen Reactionäre, welche das Gesetz vom Jahre 1869 geschaffen haben.“ Diese Worte rief Graf Taaffe in der Sitzung vom 14. Februar 1884 der Linken bei der Verhandlung über den mit den anarchisirenden Attentaten begründeten Wiener Ausnahmestand zu. Sich von ihm durchschaut und gelegentlich auch entlarvt zu wissen, das konnte die liberale Partei dem Grafen Taaffe am wenigsten verzeihen; daß er ihre „Grundsätze“ und ihre steifleinernen Führer nie recht ernst genommen, trug ihm den Vorwurf der Leichtfertigkeit ein, der nun an seinem offenen Grabe mit erneuerter Heftigkeit erhoben wird. Ohne unserem näher zu motivirenden Urtheile über den auf der Bahre ruhenden Staatsmann vorzugreifen, sei hier nur nach einer einzigen Richtung eine Parallele zwischen der politischen Erbschaft Taaffes und der seines Antagonisten Plener gezogen: Taaffes Erben verfolgen die Wahlreform, den Inbegriff und die Voraussetzung aller weiteren fortschrittlichen Reformen, auf politischen und socialpolitischen Gebiete; Pleners Erben wetteifern mit den reactionärsten Parteien in der Rückwärtsrevidirung der Geschäftsordnung, in der Beschränkung der Redefreiheit und Immunität.

Der liberalen Partei den antiparlamentarischen Rang abzulaufen hat unter den übrigen Parteien nur ein Mitglied des Polenclubs, und zwar vergebens versucht. Graf Hompeich stellte in seinem Club den Antrag es sollten jeder Parlamentssitzung sechs bewaffnete Soldaten zugezogen werden, die auf Befehl des Präsidenten jeden unbemächtigten Redner sofort an die Luft zu setzen hätten. Das polnische Mitglied des Geschäftsauswahsausschusses Chrzanoski wies die Zumuthung von sich, diesen Antrag im Ausschusse vorzubringen. Dagegen soll ein von liberaler Seite ausgehender Antrag Aussicht auf Annahme haben. Um nämlich bei der Revision der Geschäftsordnung dem technischen Fortschritt des Zeitalters zu huldigen, wird die Bestimmung geplant, daß in Zukunft die Redner nur mehr von der Tribüne aus sprechen dürfen, von welcher nach dem zweiten vergeblichen Ordnungsrufe der Redner durch eine vom Präsidenten mittelst elektrischen Drückers zu dirigierende Versenkung beseitigt wird.

Am 28. November hat die Einspruchsverhandlung gegen die Beschlagnahme des in Nr. 53 der „Zeit“ erschienenen Artikels „Galizische Wahlen“, von Dr. Swan Franko, stattgefunden. Herr v. Holzinger präsidirte, oder mit anderen Worten ausgedrückt: der Einspruch wurde auf der ganzen Linie abgewiesen.

### Volkswirtschaftliches.

Je näher der Zahltag heranrückt, desto mehr lassen sich die Folgen der Krise in bezug auf Zahlungsfähigkeit und Zahlungswillen der Börsenmitglieder übersehen und desto mehr schwindet die nervöse Aufregung. Nicht als ob jene Folgen unbedeutend wären, aber Hauptsache für den Börsenverkehr ist die Sicherheit, und sobald man nur weiß, wer nicht zahlst, richtet man sich schon darnach ein, nur mehr mit den Zahlenden Geschäfte zu machen. Die mangelhafte Organisation der Wiener Börse bringt es mit sich, daß sich diese Sicherheit in Wien am langsamsten entwickelt; während im Auslande die Coullisse von großen Häusern gebildet wird, besteht sie hier